

## Konsensuales, kontroverses oder plurales Wissen?

Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegung und  
NS-Frauenforschung in den 1980er und frühen 1990er Jahren

*Abstract:* The text focuses on the relationship between feminism as political movement and feminist science in the first decennium of the emerging women's history (roughly spanning the 1980s). This relationship is to be understood as a correlation of different formations of gender-knowledge (i.e. what we are knowing about gender and why) originating in differing frames of reference: political and scholarly feminism. In both fields terms like "feminism" or – later on – "gender" meant something different, and even contradictory. Drawing particularly on the theory of Alfred Schütz and on current theoretical considerations on gender-knowledge (e.g. Angelika Wetterer), the article analyzes the controversy between Gisela Bock and Claudia Koonz during the later 1980s and the beginning of the 1990s – the so called *Historikerinnenstreit*. This debate about the female experience during the period of National Socialism arose from different views on women's place in that society and on their share of responsibility for the crimes committed during that time. In it, political and scholarly gender-knowledge were mingled and stirred an unusually fierce controversy. By focussing on the deeper meanings of that debate, by taking into account the studies on women's history published by both scholars and, more generally, the broader range of contemporary research addressing women's history in the "Third Reich", it can be demonstrated that the relationship between political and scholarly feminism did not simply – like often assumed – develop from a general consensus into more controversial and plural forms of knowledge. Instead there were fierce debates already in the early years of women's history. Thus, the then developed and used analytical concepts – for example the dichotomy of the private vs. the public – must be viewed with a special sensitivity for the peculiar mix of political and scholarly gender-knowledge which inspired and informed each of these concepts.

*Key Words:* Historikerinnenstreit, gender-knowledge, women's history, national socialism, feminism

## Ein Berliner Frauenladen und sein Angebot: ein irritierendes Detail

An unscheinbarer Stelle versteckt sich in den Debattentexten des *Historikerinnenstreits*, der Ende der 1980er Jahre zwischen der deutschen Historikerin Gisela Bock und ihrer amerikanischen Kollegin Claudia Koonz über die Frage nach der Mitschuld deutscher Frauen an Nationalsozialismus und Holocaust ausbrach, ein irritierendes Detail. Die Auseinandersetzung hatte sich an Koonz' Buch *Mothers in the Fatherland. Women, Family Life, and Nazi Ideology, 1919–1945* entzündet, das 1986 in den USA erschienen war.<sup>1</sup> Koonz postuliert darin einen *Sonderweg* der deutschen Frauenbewegung vor 1933, an den die nationalsozialistische Frauenpolitik angeschlossen habe. Der genuin weibliche Schuldbeitrag sei gewesen, dass die (deutschen, nicht-verfolgten) Frauen in ihrer *separate sphere*, im Innenraum des Privaten, verblieben seien und dort den Tätermännern einen Erholungsraum von ihren Verbrechen und eine vermeintlich ungetrübte Gegenwelt geboten hätten. Anders als die progressiven Frauenbewegungen der westlichen Welt, die für den Eintritt in die männlich geprägte Öffentlichkeit, für Wahlrecht und Berufstätigkeit optiert hatten, so lässt sich Koonz' Argument kurzfassen, hatte schon die deutsche Frauenbewegung vor 1933 höchstens die Arbeit in der und für die Familie professionalisiert. Statt den öffentlichen Raum zu erobern, hatte sie dort höchstens Enklaven des Privaten eingerichtet. Koonz untersuchte die deutsche Frauenbewegung und die nationalsozialistische Frauenpolitik also auf der normativen Folie einer als fortschrittlich verstandenen westlichen Frauenbewegung.

Das irritierende Detail findet sich fast beiläufig in Koonz' Argumentation eingewoben. An einer Stelle verlässt sie die historisch-wissenschaftliche Analyseebene, um einen Analogieschluss zur gegenwärtigen deutschen Frauenbewegung herzustellen. 1980 war ihr in einem Berliner Frauenbuchladen ein Buch der ehemaligen Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink in die Hände gefallen. Dieser 1978 erschienene, kommentierte Dokumentenband *Die Frau im Dritten Reich* ist als exkulpatorische Rechtfertigungsschrift zu lesen, mit der Scholtz-Klink die von ihr vertretene Frauenpolitik noch im Nachhinein gutzuheißen suchte. Dass diese revisionistische Schrift in einem feministisch orientierten Frauenbuchladen angeboten wurde, entsetzte Koonz:

„So ein Buch, dachte ich, steht in einem Frauenbuchladen. Obwohl es vom Inhalt her zutiefst antifeministisch war, führte es der Laden, weil es von einer Frau stammte. Richard Evans' Geschichte der deutschen Frauenbewegung fand sich dagegen nicht im Sortiment, weil der Autor ein Mann war. Biologie wog hier in Berlin immer noch schwerer als politische Einstellung.“<sup>2</sup>

Zwei Jahre später zerlegte Gisela Bock Koonz' Buch in einem Literaturbericht der Zeitschrift *Geschichte und Gesellschaft* mit dem Seziermesser wissenschaftlicher Kritik in seine Einzelteile, wies falsche Fakten und konstruierte Zusammenhänge nach und suchte die Hauptthese des Buches zu widerlegen. In ihren Text hatte sie eine die kleine Buchladen-Geschichte kommentierende Fußnote montiert, die den Lesefluss stört und sich im Gedächtnis festhakt; im Beiseitegesprochenen des Anmerkungsapparats schreibt sie,

„[...] daß Frau-Sein in Berlin keineswegs als ‚Biologie‘ gilt und daß jene Buchhandlung ihr Lager nicht an dem Mythos orientiert, daß Frauen nur wertvolle Bücher geschrieben hätten. Der weitere Vorwurf, daß dort keine Bücher englischer und männlicher Historiker ausgestellt werden, übersieht, daß englische Literatur hierzulande zwar häufiger gelesen wird als deutsche in den USA, aber in einer nicht auf Geschichte spezialisierten Buchhandlung nicht marktgängig ist. Im übrigen sind dort natürlich Bücher sowohl fremdsprachiger wie männlicher Autoren zu kaufen.“<sup>43</sup>

Über den realen Gehalt der Geschichte – um welchen Buchladen es sich handelte und wie es um sein Sortiment bestellt war – ist hier nicht zu entscheiden, und er interessiert auch nicht. Im Kern scheint es um etwas ganz anderes zu gehen. Was verdeckt die Spiegelfechterei?

Stellt man den Schlagabtausch über die Anekdote in den Kontext der Debatte und in den Kontext der damaligen Frauenbewegung und historischen Frauenforschung, wie es im Folgenden geschehen soll, zeigt sich der Teufel im Detail, der Bocks Replik und vielleicht auch den insgesamt ungewöhnlich scharfen Ton der Rezension motiviert hatte. Auf gar nicht so subtile Weise stellte Koonz den bundesdeutschen Feminismus, dessen Zentrum Westberlin war, zu dessen Protagonistinnen Gisela Bock zählte und der hier durch den Buchladen versinnbildlicht ist, in die Tradition der genuin deutschen Frauenbewegung, die statt der Gleichheit die Differenz der Geschlechter favorisiert und schließlich – zugespitzt – in den Faschismus geführt habe. Die Aussage, dass in Berlin die Biologie „immer noch“, wie schon im Nationalsozialismus, schwerer wiege als die politische Einstellung, war ein zwar verdeckt, aber direkt ins Ziel geführter Angriff auf den zeitgenössischen Feminismus in Deutschland. Dieser habe, so lässt sich der Vorwurf explizit machen, den Anschluss an den Stand der internationalen Bewegung immer noch nicht gefunden, sondern hänge weiter einer veralteten, undemokratischen Form der Frauenbewegung an. Der Frauenbuchladen symbolisierte die Tradition einer „autonomen“ Frauenbewegung, der es darum zu tun war, sich eigene, von den männlichen getrennte Räume zu schaffen. Indem sie so den zeitgenössischen Feminismus mit der nationalsozialistischen Frauenpolitik assoziierte, verübte sie einen Anschlag auf den Konsens der gemeinsamen feministischen Sache: Mittels eines zumindest vordergründig

historisch-wissenschaftlich begründeten Arguments spaltete sie die Frauenbewegung, die seit den 1960er Jahren international entstanden war, in eine progressive und eine tendenziell weniger progressive Richtung. Zugleich entfernte sie sich von den bis dahin dominierenden Paradigmen der historischen Frauenforschung, die in ihrer formativen Phase *cum grano salis* nach den historischen Opfern eines zeitlosen Patriarchats gefahndet oder die Geschichte weiblichen Widerstands gegen diesen Zugriff rekonstruiert hatte. Dass dieser Diskurs gerade am Beispiel des Nationalsozialismus aufgebrochen wurde, welches so zahlreiche Lehren über die unterschiedliche gesellschaftliche Verortung von Frauen auf der Opfer- wie der Täterseite (und vor allem dazwischen) bereithielt, war vielleicht kein Wunder. Aber es war auch kein Wunder, dass Koonz' Argumentation und ihre historische Analogie Widerstand hervorriefen.

## Feministisches und wissenschaftliches Wissen: ein Spannungsverhältnis?

Dieser politisch orientierte Schlagabtausch am Rande einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung führt deutlich vor Augen, wie unauflöslich praktisch-feministische und theoretisch-wissenschaftliche Argumentation hier miteinander verwoben sind. Auch wenn Mitte der 1980er Jahre die formative Phase der geschichtswissenschaftlichen Frauenforschung, die Anfang bis Mitte der 1970er Jahre eingesetzt hatte, schon abgeschlossen war und die neue Subdisziplin auf eine gewisse Tradition zurückblicken konnte, blieb die feministisch-politische Selbstverständigung, die das Interesse an der Frauengeschichtsforschung überhaupt erst begründet hatte, weiter bedeutsam. Zwar war der direkte Bezug auf die aktuelle Frauenbewegung im vorgeführten Fall schon auf die eher latente Ebene beiläufiger Bemerkungen abgesunken, aber die Notwendigkeit der eigenen Standortsuche und -bestimmung lässt sich auch aus der wissenschaftlichen Analyse ablesen. Der praktisch-politische Feminismus, dem sich viele Forscherinnen der ersten Phase noch zugehörig fühlten, und das theoretisch-wissenschaftliche Argument wirkten eng zusammen.

Jüngst hat sich mit der Analysekategorie des „Geschlechterwissens“ ein neues Interesse daran entwickelt, wie Wissen über das eigene oder das andere Geschlecht entsteht und wie es in unterschiedlichen Feldern jeweils andere Formen annimmt.<sup>4</sup> Die Frage nach dem Wissen über Geschlechterwissen scheint nicht zuletzt ein Nebenprodukt erster Versuche zu sein, die formative Phase des Second-Wave-Feminismus und der (geschichtswissenschaftlichen) Frauenforschung Revue passieren zu lassen und ihre Entwicklungen kritisch zu reflektieren. So ist der motivierende Ausgangspunkt für Angelika Wetterers an Alfred Schütz angelehnte Typologie des Geschlechterwissens die Beobachtung, dass sich feministische Praxis, wie sie etwa

in der Gleichstellungspolitik professionalisiert wurde, und feministische Theoriebildung zunehmend auseinander entwickelt hätten.<sup>5</sup> Während beides in den 1970er und frühen 1980er Jahren noch zusammengehört habe, sei der Dialog zwischen den „ungleichen Schwestern“ zunehmend schwieriger geworden, weil beide Felder ein unterschiedliches Set an Geschlechterwissen erarbeitet und bereitgestellt hätten, das aufgrund verschiedener Anerkennungsmodi und Relevanzen nicht (immer) kompatibel sei. Es gelte nun nicht nur herauszufinden, „wie es zu der wachsenden Distanz zwischen diesen zwei Spielarten von Geschlechterwissen gekommen ist“, sondern auch, „den schwierig gewordenen Dialog zwischen beiden zu revitalisieren“ – ein durchaus praktisches, feministisches Interesse.<sup>6</sup> Ausgehend von der Wissenssoziologie und namentlich von Alfred Schütz' Text über den „gut informierten Bürger“ entwickelt Wetterer drei Idealtypen von Geschlechterwissen: das alltagsweltliche, das der Gender-Experten und -Expertinnen sowie das der feministischen Theorie.<sup>7</sup>

Wetterers Typologie vermag den Blick für die unterschiedlichen Wissenssysteme, die sich im Laufe der Zeit ausdifferenziert haben, zu schärfen und gibt ein Analyse-Instrumentarium an die Hand, um die Entwicklung von Geschlechterwissen und dessen Verfestigung und Professionalisierung in unterschiedlichen Feldern zu untersuchen und diese dem Alltagswissen über die Geschlechter entgegenzustellen. Der eigentliche Gewinn scheint mir aber dort zu liegen, wo die Analyse abschließend von den Ideal- zu den Realtypen übergeht und sich ins Reich der unentschiedenen Mischtypen vorwagt. Die Untersuchung „nach Interferenzen und Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Spielarten von Geschlechterwissen, nach Rezeptionsweisen und Austauschbeziehungen, in denen sich die idealtypisch gezogenen Grenzen als durchlässig erweisen“, gehöre, so schreibt Wetterer am Ende ihres Textes, zu den offenen Fragen.<sup>8</sup> Auch Schütz' Arbeiten und sein Bezug auf das Werk von Edmund Husserl legen die Untersuchung solcher gegenseitigen Beziehungen und Einflussnahmen nahe, gehen doch beide Denker davon aus, dass Wissenschaft nur eine besondere Dimension der „Lebenswelt“ und von ihr also nur graduell verschieden sei. Als primordiale Wirklichkeit versteht Husserl die alltägliche, „allgemeinsame“ Erfahrungswelt.<sup>9</sup> Sie sei „das Reich ursprünglicher Evidenzen“ und damit sowohl Prämisse aller wissenschaftlichen Forschung als auch Ort ihrer Bewährung, wo Erkenntnisse auf ihre Tauglichkeit hin überprüft würden.<sup>10</sup> Die subjektiv-relative Lebenswelt ist aus dieser Perspektive kein ganz anderes Wissenssystem, sondern der Ausgangs- und Endpunkt jeder Forschung. Gegenüber der alltäglichen Lebenswelt zeichnen sich andere Wirklichkeiten, wie insbesondere Alfred Schütz beschreibt, durch geringere Bewusstseinsspannungen aus; sie entfernen sich zunehmend von der auf das Hier und Jetzt konzentrierten Alltagswelt und gewinnen durch diese Distanznahme einen Bewusstseinsgrad kontemplativer Entspannung.<sup>11</sup> Zu diesen „mannigfaltigen Wirklichkeiten“ zählt die ganze Welt der Fanta-

sie ebenso wie der (Tag-)Traum, das kindliche Spiel und die „Welt der wissenschaftlichen Theorie“.<sup>12</sup> Von Husserl wird jede Vorstellung wissenschaftlicher Objektivität aufgegeben; es ist die subjektive Realität des/der Einzelnen, die Erkenntnis evoziert und induziert, bestätigt und für ‚wahr‘ befindet. Im wissenschaftlichen Erfahrungswissen, also der Empirie, findet sich das lebensweltliche Erfahrungswissen aufgehoben und nur in einen anderen – gleichsam festeren – Aggregatzustand versetzt: Es wird objektiviert, standardisiert, typisiert und jedenfalls generalisiert. „Alle Wissenschaft ist Erfahrungswissenschaft“ und also nur eine andere Funktion der alltäglichen Lebenswelt.<sup>13</sup>

Dennoch bleibt der Wissenschaft ihre korrigierende Funktion in Bezug auf die alltägliche Lebenswelt erhalten: Dadurch, dass sich der forschende Wissenschaftler von dieser entfernt, gewinnt er an kritischer Distanz. Es entwickelt sich ein produktiver Widerspruch. Da beide lebensweltlichen Dimensionen als „geschlossene Sinnprovinzen“ häufig nicht miteinander kompatibel seien und eigenen Gesetzen gehorchten, träten Inkonsistenzen, Aporien und Widersprüche auf.<sup>14</sup> Husserl schreibt in der *Krisis der europäischen Wissenschaften*:

„Wir stellen Fragen, deren klärende Antworten keineswegs auf der Hand liegen. Kontrastierung und unlösliche Einigung ziehen uns in ein Nachdenken hinein, das uns in immer peinlichere Schwierigkeiten verwickelt. Die paradoxen Aufeinanderbezogenheiten von ‚objektiv-wahrer‘ und ‚Lebenswelt‘ machen die Seinsweise beider rätselhaft. Also wahre Welt in jedem Sinne, darin auch unser eigenes Sein, wird nach dem Sinn dieses Seins zum Rätsel.“<sup>15</sup>

Eine eingehende Analyse solcher „paradoxen Aufeinanderbezogenheiten“, durch die praktisches wie theoretisches Wissen gleichermaßen rätselhaft werden, kann auch etwa für die (geschichtswissenschaftliche) Frauenforschung fruchtbar sein. Eine solche Analyse würde, so lässt sich mutmaßen, ergeben, dass weder die These von den solidarischen Anfängen, in denen feministische Theorie vorgab, was feministische Praxis umsetzen sollte, in dieser Einseitigkeit zu halten ist, noch die ebenso einseitige Vorstellung, dass es in der Folge zu einem Ausdifferenzierungsprozess gekommen sei, in dem sich etwa das wissenschaftliche Geschlechterwissen akademisiert und von den feministischen Ursprüngen wegbewegt habe.

So kritisiert etwa Sabine Hark jede Vorstellung eines zu Anfang identitären Verhältnisses von politischer Frauenbewegung und feministischer Theoriebildung, von dem auch Wetterer ausgeht, und verweist darauf, dass „seit der ersten Sommeruniversität für Frauen“ immer wieder unterschiedliche Feminismen und feministische Konzepte aufeinandergeprallt und wissenschaftliches und politisches Geschlechterwissen immer kontrovers gewesen seien.<sup>16</sup> Die Wahrnehmung der komplexen Anfänge verhindert eine ex post häufig zu vereinfachte Sicht auf die Entwicklung

von feministischer Forschung; dennoch müssen gerade die biografischen Verknüpfungen von praktisch-feministischem Engagement und theoretischer Arbeit in der Anfangsphase mitunter sehr eng gedacht werden. Dies ist nicht zuletzt deswegen wichtig, weil sich diese Verwobenheit in den theoretischen Konzepten und wissenschaftlichen Überlegungen niedergeschlagen hat, die bis heute von den ganz praktisch-politischen Problemen der frühen feministischen Bewegung durchdrungen sind. Gisela Bock etwa war in den 1970er Jahren in der „Lohn-für-Hausarbeit“-Kampagne aktiv, mit der Frauen dafür eintraten, dass die jenseits des (männlich geprägten) Erwerbslebens privat geleistete Frauenarbeit als solche anerkannt – und entlohnt – werden sollte.<sup>17</sup> Dieses Engagement speiste zugleich ihr wissenschaftliches Interesse an der öffentlichen Bedeutung des privaten Raums und allgemeiner die Frage nach privat versus öffentlich, die die (geschichtswissenschaftliche) Frauenforschung von Beginn an prägte und noch heute relevant ist. Es war der anfängliche Anspruch aller feministischen Wissenschaft: „daß das Persönliche auch politisch – und wissenschaftlich! – ist“.<sup>18</sup>

Bezogen auf die (geschichtswissenschaftliche) Frauen- bzw. Geschlechterforschung handelt es sich dort, wo von zunehmender Akademisierung und Professionalisierung die Rede ist, üblicherweise um ein typisches Etablierungsnarrativ innovativer Wissenschaft, die sich von ihren naiv-idealistischen Anfängen in der Nische radikaler (und hier politisch motivierter) Innovation verabschiedet und in der Folge ausdifferenziert habe, um schließlich im etablierten Mainstream aufzugehen. Dieses Narrativ, das von der gegenwärtigen Geschlechterforschung nicht zuletzt entwickelt wird, um an dieser Entwicklungsgeschichte den eigenen fortgeschrittenen Standard aufzuweisen, beruht auf der behaupteten Trennung von Frauenbewegung und Frauenforschung im Laufe der 1980er Jahre, spätestens in den 1990er Jahren. Es ist jedoch nicht nur die nachwachsende Forscher- und Forscherinnengeneration, die dieses Narrativ etabliert. Auch die Pionierinnen und Protagonistinnen der historischen Frauenforschung selbst haben in den letzten Jahren die Entstehungsbedingungen dieser Subdisziplin reflektiert und dabei in erstaunlich selbstkritischer Weise (die den Ertrag des ganzen Projekts weiblicher Selbstbewusstwerdung und allgemeiner den Ertrag der Subjektorientierung der Neuen Geschichtswissenschaft seit den 1970er Jahren zeigt) deren identifikatorische und emphatische Wurzeln freigelegt.<sup>19</sup> Auch Gisela Bock beschreibt, wie sich „der enge Nexus zwischen Frauenbewegung und Historischer Frauenforschung“ zunehmend aufgelöst habe, nicht zuletzt durch die Fragmentierung der Frauenbewegung selbst, aber auch durch die Ausdifferenzierung der Forschung,

„deren hochgradige Spezialisierung oft ebenfalls als Fragmentierung wahrgenommen wird und in der teleologische *master narratives* (etwa von Subordi-

nation zu Emanzipation) als ähnlich überholt erscheinen wie in großen Teilen der übrigen Geschichtswissenschaft“.<sup>20</sup>

Auch wenn das mittlerweile selbst schon etablierte Etablierungsnarrativ von den feministischen Anfängen und einem folgenden Verwissenschaftlichungsprozess tendenziell stimmig ist, darf doch, wie hier angedeutet wurde, nicht aus den Augen verloren werden, dass über die ganze Zeit hinweg praktisches und theoretisches Geschlechterwissen in einem stetigen Spannungsverhältnis zueinander standen; sie waren weder anfänglich vollkommen kongruent noch distanzierten sie sich je zur Gänze. Bis heute bewegt sich, so formulieren etwa Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp, die feministische Theoriebildung – „trotz aller Akademisierung und Professionalisierung“ – in diesem Spannungsverhältnis.<sup>21</sup> Erst die Analyse dieser wechselseitigen Beziehung vermag zu zeigen, wie praktisches und theoretisches Geschlechterwissen miteinander in Konkurrenz standen, einander ergänzten oder sich wechselseitig verstärkten und auf diesem Wege ihre je spezifischen Profile ausformten.

Jenseits dieser allgemeinen Standortbestimmungen sind die konkreten Implikationen dieses Prozesses auf der Ebene von Empirie und Historiografie noch wenig untersucht – sicherlich nicht zuletzt, weil es schwierig ist, das Verhältnis von praktischem und wissenschaftlichem Geschlechterwissen für die konkrete Forschungsarbeit en détail zu rekonstruieren. Wie genau vollzog sich dieser komplexe Prozess wechselseitiger Einflussnahmen, und wie veränderte er sich über die Zeit? Wirkten beide Wissensfelder konsensual zusammen oder stießen sie kontrovers gegeneinander? Dafür jedenfalls, dass diese Wechselbeziehung nicht einfach irgendwann endete, sprechen nicht zuletzt die personellen Kontinuitäten – viele Pionierinnen arbeiten noch im Feld – und die transgenerationellen Prägungen des Nachwuchses durch die Persönlichkeiten und Texte der frühen Frauenforschung. Dafür spricht auch die eigensinnige Funktionslogik der Frauen- und Geschlechterforschung: Der Umgang mit solchen Fragestellungen kann ja zur Positionierung auch allererst herausfordern. Es ist also auch der Fall denkbar, dass die wissenschaftliche Beschäftigung eine feministische Selbstverständigung katalysiert.

Der *Historikerinnenstreit* und sein weiteres Textumfeld eignen sich aus verschiedenen Gründen dazu, das hier wortwörtlich in Frage gestellte spannungsvolle Wechselverhältnis in einer zunächst nur explorativen Annäherung zu beschreiben: In dieser Debatte finden sich praktisch-politisches und theoretisch-wissenschaftliches Geschlechterwissen auf beiden Seiten je unterschiedlich verwoben und kontrovers verdichtet. Die Analyse von Debatten ist ja gerade dann instruktiv, wenn nach dem Zusammenhang von Alltagswelt und Wissenschaft, von gesellschaftlicher Verortung und wissenschaftlichem Argument gefragt wird, weil im Disput um unterschiedliche Interpretationen desselben historischen Zusammenhangs frappie-

rend deutlich wird, wie sehr die akademische Wissensproduktion vom außerakademischen Standort abhängt (und umgekehrt). Mittlerweile hat sich ein ganzer Zweig der historischen Debattenkulturforschung herausgebildet, in welcher der *Historikerinnenstreit* indes – trotz des Bezugs auf sein bekanntes männliches Pendant – keine Rolle spielt.<sup>22</sup>

Den *Historikerinnenstreit* im intensiven *close reading* auf mehreren Ebenen zu untersuchen (was hier nur ansatzweise geschehen kann), ermöglicht, unterschiedliche Elemente der jeweiligen Argumentation zu isolieren und nach den Begründungszusammenhängen der unterschiedlichen Wissens Elemente zu fragen. Schon die kleine Buchladengeschichte hat das komplexe und kontroverse Zusammenspiel von wissenschaftlich-historischem und politisch-gegenwärtigem Argument offenbart. Es waren ihre Forschungen zu deutschen Frauen im Nationalsozialismus, die Koonz dazu brachten, Bock implizit in die Tradition eines typisch deutschen Differenzfeminismus zu stellen, dem die weibliche *separate sphere* mehr galt als die Gleichheit der Geschlechter. Mithilfe einer historischen Analogie schloss sie von ihren gewonnenen Erkenntnissen auf den gegenwärtigen deutschen Feminismus zurück. (Und nicht nur auf den deutschen Feminismus: Die historische Analogie diente – und dafür gibt es in den USA eine gewisse Tradition, sichtbar etwa im Werk von Fritz Stern – auch dazu, politische Entwicklungen in den USA selbst, etwa den frauenpolitischen Konservatismus der 1980er Jahre, mithilfe des Paradebeispiels Nationalsozialismus zu kritisieren.)<sup>23</sup> Indem sie die vergangene und gegenwärtige (west-)deutsche Frauenbewegung aufeinander bezog, brach sie zugleich mit dem feministischen Konsens einer gemeinsamen Unterdrückungs- und Widerstandsgeschichte. Infolge der Debatte differenzierten sich Forschungsfeld und feministische Bewegung gleichermaßen aus. An den in ihrem Kontext entstandenen Texten lässt sich also zeigen, dass es sich um eine Übergangsphase der historischen Frauenerforschung handelt – um eine Übergangsphase indes, in deren Verlauf sich nicht einfach die Wissenschaft von der gesellschaftlichen Bewegung oder feministischen Überzeugung löste, sondern die wissenschaftliche Beschäftigung vielmehr zu einer Reformulierung des feministischen Standpunkts führte.

In dieser Phase fortgeschrittener wissenschaftlicher Ausdifferenzierung, so ließe sich thetisch sagen, begann das wissenschaftliche Geschlechterwissen bereits über das praktisch-politische zu dominieren. Feministische Überzeugungen veränderten sich und wurden in indirektere wissenschaftliche Argumentationen übersetzt. Im Gegensatz dazu hatte das praktisch-feministische Wissen in der Anfangsphase eine größere Wirkkraft und geradezu eine Einspruchsmöglichkeit gegen die wissenschaftliche Erkenntnis. Dies lässt sich an einem im Wortsinn sprechenden Beispiel zeigen: Im Rahmen der zweiten Sommeruniversität 1977 in Berlin hatten drei heute wohlbekannte Studentinnen, Susanne Dammer, Gabriele Czarnowski und Gudrun

Schwarz, ein Interviewprojekt vorgestellt, in dem sie Frauen eines Berliner Kiezes über ihre Erfahrungen im Nationalsozialismus befragt hatten. Der Aufsatz im Begleitband ist nicht nur ein Resümee ihrer Erkenntnisse, sondern auch eine kritische Reflexion ihrer Präsentation auf dem Frauentreffen.<sup>24</sup>

Während dieser Sitzung hatten die drei Studentinnen Interviewsequenzen vorgespielt, um daran unterschiedliche Ebenen der Wahrnehmung nationalsozialistischer Politik herauszuarbeiten. Der erste von ihnen gebildete Typus hieß „nichts sehen, nichts hören, nichts wissen“ und zielte auf den ignoranten Umgang der deutschen Bevölkerung mit dem Antisemitismus des Regimes. Eine Frau hatte im Interview erzählt, dass sie von einer BDM-Führerin als „dreckige Jüdsche“ bezeichnet worden sei und ihr Mann nichts Eiligeres zu tun gehabt habe, als zur Polizei zu gehen, um sie von diesem Vorwurf freisprechen zu lassen. Es ging in dieser kleinen Geschichte nicht um eine Anklage des (durch die BDM-Führerin personifizierten) parteilich verordneten Antisemitismus, sondern nur um den ganz selbstinteressierten Versuch, sich der Seite der ungefährdeten Volksgemeinschaft zuzuschlagen. Das Beispiel zeigt treffend und eindrücklich, wie selbst noch das direkte Sprechen über den Ausschluss von „Gemeinschaftsfremden“ die Nicht-Wahrnehmung dieses Prozesses ermöglichte – und das beschrieben die Studentinnen auch. Nach dem Vortrag wurden sie jedoch aus dem Plenum angegriffen, wie der von ihnen für den Aufsatz transkribierte Tonbandmitschnitt beweist:

„Also ihr habt am Anfang gesagt, ihr wollt die Frauen nicht als Versuchskaninchen benutzen, und was jetzt hier abläuft, ist ja voll das. Ihr habt hier in Konserven (Kassetten) die Sprache der Frauen angeschleppt, im Interview ist noch so etwas wie Kooperation spürbar, aber jetzt ...“<sup>25</sup>

„... Jetzt nicht mehr“, möchte man hinzufügen. Die identifikatorischen Gefühlslagen, die Interviews meist hervorrufen, und die Frauensolidarität waren einer distanzierteren Annäherung und wissenschaftlich-kritischen Lesart gewichen, die für manche der Zuhörerinnen scheinbar nur schwer auszuhalten war, weil sie das konsensuale Geschlechterwissen von den – zugespitzt ausgedrückt – Frauen als Unterdrückungsopfern direkt herausforderten. Statt dessen wurden die drei Studentinnen nun selbst auf der Seite der Unterdrückter verortet: Sie hatten, so der Vorwurf, die Frauen als „Versuchskaninchen“ benutzt, ihre Stimmen auf Kassetten gezwängt, sie objektiviert und passiviert. Die Kooperation, im Interview noch spürbar, war einer fast denunziatorischen Entblößung gewichen. Die harsche Kritik an ihrem vermeintlich unsolidarischen Verhalten bewog Dammer, Czarnowski und Schwarz zu einer offenen Selbstkritik und dazu, ihr gewonnenes Wissen zu revidieren. „Im Nachhinein“, schreiben sie, „ist uns die Auswahl und unsere Interpretation selbst nicht mehr geheuer.“<sup>26</sup> Und:

„Unser damaliges Vorgehen, aus diesen wenigen Sätzen zum Beispiel eine Zuordnung zu einer bestimmten Art von Wahrnehmung treffen zu wollen oder auch die Einstellung der Interviewten zum Rassismus zu konstruieren, ist total willkürlich.“<sup>27</sup>

Dieses Beispiel ist ein Glücksfall, weil sich anhand der transparenten Überlieferung der Erkenntnisprozess genau nachverfolgen und zeigen lässt, wie praktisch-politisches und theoretisch-wissenschaftliches Geschlechterwissen zusammen oder gegeneinander wirken konnten und dass in diesem Fall das Veto feministischer Solidarität erfolgreich war. Das Beispiel zeigt aber auch, dass gerade die Erforschung der NS-Frauengeschichte dazu angetan war, das konsensuale Geschlechterwissen des praktisch-politischen Feminismus herauszufordern, weil hier die unterschiedliche Verortung von Frauen auf der Seite der Verfolger oder der Verfolgten Differenzierungen notwendig machte.<sup>28</sup>

Mit den ersten Forschungsergebnissen traten Ernüchterungserfahrungen und Infragestellungen des feministischen Konsenses in den Texten immer häufiger an die Oberfläche. Jetzt konnte es nicht mehr nur darum gehen, die eigene Geschichte zu *finden* und „sichtbar“ zu machen (wie Gerda Lerner's *The Majority Finds its Past* noch nahegelegt hatte)<sup>29</sup>, sondern man musste sich auf widersprüchliche Funde einlassen und deswegen die Kriterien für die *Suche* verändern. Für den außerwissenschaftlichen Feminismus wurden die Wissenschaftlerinnen durch dieses Vorgehen nicht selten zu, wie Karin Hausen en passant schreibt, „gescholtenen Expertinnen“.<sup>30</sup> In der Einleitung zum einschlägigen Sammelband *Frauen suchen ihre Geschichte* von 1983 bedenkt sie den gegenwärtigen Forschungsstand:

„Die vorgelegten Aufsätze sind eher Werkstattberichte als abgeschlossene Forschungen. Ihr Vorzug ist, daß sie historisches Material in einiger Breite und mit all seinen Widersprüchen aufnehmen. Die Autorinnen hatten ihre Forschungen mit aktuellen Fragen begonnen. Um dem schließlich aufgefundenen Material Antworten zu entlocken, mußten sie ihre Fragen verändern und dem Material anpassen. Der Forschungsprozeß ist kompliziert. Er ist um so komplizierter, wenn Geschichte von Frauen nicht nur als Ideologiegeschichte, sondern auch und vorrangig als Sozialgeschichte zutage gefördert werden soll. Wir hoffen mit den hier vorgestellten Ergebnissen davon zu überzeugen, daß sich die Mühe der historischen Grabungsarbeiten lohnt.“<sup>31</sup>

Reflexionen wie diese deuten die Krise schon an, in die die feministische Geschichtswissenschaft – je weiter sie sich verstetigte, desto mehr – geriet. Die konkreten empirischen Erkenntnisse verlangten den eigenen feministischen Ausgangs- und Standpunkt zu überprüfen und stellten den länder- und disziplinenübergreifenden feministischen Konsens von der Unterdrückung ‚der‘ Frauen durch ‚die‘ Männer in Frage – nicht zuletzt indem Differenzen zwischen unterschiedlichen Frauengrup-

pen gefunden und empfunden wurden. Es waren folglich Korrekturen sowohl an der feministischen Position als auch an der wissenschaftlichen Epistemologie, Methodologie und Empirie vonnöten. Im *Historikerinnenstreit* kam diese Krisen- und Konfliktsituation des wissenschaftlichen Feminismus beziehungsweise der feministischen Wissenschaft offen zum Ausbruch.

## Geschlechterdifferenz oder rassistische Gleichheitsvorstellung?

Es ist in diesem Zusammenhang kein Wunder, dass der *Historikerinnenstreit*, der trotz des Wiedererkennungswerts seines Namens über sein feministisches Umfeld hinaus nur wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, auch als „Feministinnenstreit“ bezeichnet wurde. In der Debatte, die sich zwischen 1989 und 1992 ausgeweitet hatte und auf beiden Seiten des Atlantiks geführt wurde, ging es, so formulierte Gisela Bock, um eine „brauchbare Vergangenheit“, also darum, „divergierende Interpretationen mit heutigen feministischen Positionen zu korrelieren; deshalb handelt es sich eher um einen ‚Feministinnenstreit‘“. <sup>32</sup> Mit diesem Begriff lehnte sie sich an einen Text von Atina Grossmann an, in dem die amerikanische Historikerin die Debatte zwischen Bock und Koonz Revue passieren ließ, um dabei vor allem den Zusammenhang zum gegenwärtigen Feminismus herauszustellen. <sup>33</sup>

Wie schon angedeutet, hatte Koonz in ihrem zur Diskussion stehenden Buch einen *Sonderweg* der deutschen Frauenbewegung behauptet, der geradewegs in den Nationalsozialismus geführt habe. Anders als in den liberalen Gesellschaften des Westens, namentlich in den USA, wo der Kampf in erster Linie um die Gleichheit der Geschlechter geführt worden sei, sei es in Deutschland, seit dem Kaiserreich und verstärkt in der Weimarer Republik, um die Durchsetzung eines spezifischen Differenzfeminismus gegangen. Hier seien Männer- und Frauenräume getrennt geblieben, auch wenn der weiblichen *separate sphere* des Privaten nun öffentliche Bedeutung zugesprochen und sie der männlichen Sphäre des Öffentlichen gleichgestellt worden sei. Koonz beschrieb, dass im *Bund Deutscher Frauenvereine* (BDF) von Anfang an eine konservative Vorstellung von der besonderen Aufgabe der Frau dominierte, die in der Mutterschaft liege; entsprechend wurde jedes gesellschaftliche Wirken von Frauen der Sphäre einer „geistigen Mutterschaft“ zugeordnet. Statt in die männlich konnotierte Öffentlichkeit vorzudringen und Gleichheit zu fordern, begnügte sich der dominierende Teil der ersten deutschen Frauenbewegung damit, die weibliche *separate sphere* im öffentlichen Raum zu reproduzieren. Vor allem die christlichen Frauenverbände postulierten – wie der *Evangelische Frauenbund*, der 1918 aus dem immer noch moderaten und an der Durchsetzung des Frauenwahlrechts interessierten BDF austrat – statt einer Gleichheit der Geschlechter deren

Gleichwertigkeit: ihr Wirken in der ihnen eigenen und zugesprochenen Sphäre.<sup>34</sup>

Im Nationalsozialismus sei die Vorstellung einer weiblichen Sphäre, in deren Zentrum die Mutterschaft stand, biologisiert und radikalisiert worden: Die Existenz eines weiblichen „Lebensraums“ wurde nach Koonz zu einer notwendigen Bedingung für den männlichen Vernichtungskrieg um „Lebensraum“ im „Osten“.<sup>35</sup> In der friedvollen Gegenwelt der weiblichen *separate sphere* konnten die Täter ausruhen und neue Kraft schöpfen. Nicht zuletzt die „familiale Einbettung der Mörder“, die seither in der Forschung immer wieder thematisiert wurde, habe deren Verbrechen möglich gemacht.<sup>36</sup> Es war nach dieser Auffassung der ins Extrem radikalisierte Differenzfeminismus, der Krieg und Holocaust mit verursacht hatte.

Koonz' *longue durée* des deutschen Differenzfeminismus ist die frauengeschichtliche Entsprechung der *Sonderwegthese*, die seit den 1970er Jahren die sozialgeschichtliche Ursachenforschung zum Nationalsozialismus dominiert hatte und in der Bundesrepublik etwa von Hans-Ulrich Wehler vertreten wurde (und wird). Für die deutsche Frauenbewegung seit dem Kaiserreich hatte Richard Evans, dessen Bücher im Berliner Laden offenbar nicht zu finden waren, schon 1976 vom „Protofaschismus“ gesprochen.<sup>37</sup> Die These vom Differenzfeminismus implizierte die Abwendung von einer liberal-egalitären, westlichen Tradition, deren Urbild die suffragistische Frauenbewegung mit ihrem Kampf für das Frauenwahlrecht war. Entsprechend verzeichnet Koonz durch die Weimarer Republik hindurch eine fortschreitende Abkoppelung der deutschen von der internationalen Frauenbewegung. Von dieser Tendenz sei nur eine „tiny minority of feminists“ verschont geblieben, radikale Pazifistinnen wie Lida Gustava Heymann und Anita Augspurg, die „remained faithful to the egalitarian and libertarian origins of the suffragist movement“.<sup>38</sup> Auch der jüdische Frauenbund habe an der internationalen Bewegung festgehalten und einen liberalen Einfluss im BDF ausüben können.<sup>39</sup>

Die hier vorgestellte Interpretation war ambivalent, weil sie das Stereotyp von der Frau als Opfer männlichen Patriarchats aufrechterhielt (denn die Männer hatten Frauen in bloß scheinautonome, machtferne Räume abgeschoben) und gleichzeitig zerstörte, indem sie genau dies als Tatbeitrag verstand. Koonz konstruierte eine paradoxe Erklärung für den Tatbeitrag deutscher, nicht-verfolgter Frauen, indem sie deren aus der Unterdrückung heraus entstandene Situation, nämlich auf das Private zurückgedrängt worden zu sein, zugleich als ihre spezifische Schuld darstellte. Weibliches Opfer und weibliche Schuld konnten zusammengedacht, praktisch-politisches und theoretisch-wissenschaftliches Geschlechterwissen und damit zwei unterschiedliche „Sinnprovinzen“ integriert werden. Zudem sprengte der graduell unterschiedene Opferbegriff – deutsche, nicht-verfolgte Frauen, die zugleich Täterinnen waren, und die unzweifelhaften Opfer nationalsozialistischer Verfolgungs- und Mordpolitik – die Einheit der internationalen Frauenbewegung

auf.<sup>40</sup> Mit ihrer Analyse forderte Koonz das konsensuale Fundament feministischen Geschlechterwissens heraus, ohne es tatsächlich zu verlassen.

Koonz argumentierte in ihrer historischen Analyse von der Position einer westlich-liberalen Vorstellung von Gleichheit. Sie distanzierte sich von jeder emphatischen Konstruktion weiblicher Differenz, für die der Berliner Frauenbuchladen symbolisch stand. Die historische Interpretation wird hier zu einem performativen Akt: Die Kritik am verbrecherischen und weiterwirkenden deutschen Differenzfeminismus schafft selbst eine Differenz – jetzt aber binnengeschlechtlich: innerhalb der gegenwärtigen internationalen Frauenforschung und -bewegung. Koonz' historische Analyse und Bocks Replik sind so auch ein weiterführender Beitrag zur seit Ende der 1980er Jahre intensiv geführten Diskussion um (zwischen- und binnengeschlechtliche) Gleichheit oder Differenz. Treffend stellen in diesem Sinne Susanne Lanwerd und Irene Stoehr für den *Historikerinnenstreit* heraus, dass der „für die Frauenbewegung zentral[e] Differenz-Gleichheitsdiskurs [systematisch] in die NS-Forschung“ einbezogen wurde. Dies sei einer der Gründe gewesen, warum „diese Kontroverse trotz ihrer polarisierenden Unversöhnlichkeit [...] über die simplifizierende Opfer-Täterin-Dichotomie“ hinausgewiesen habe.<sup>41</sup>

In ihrer Kritik knüpft Bock an den *Historikerstreit* an, in dem Frauen nicht nur wegen der Geschlechterblindheit seiner Wortführer keine Rolle gespielt hätten, sondern auch, weil sie vor allem zu den Opfern des nationalsozialistischen Regimes gezählt hätten oder zu denjenigen (hier bezieht Bock sich auf Jill Stephenson), die Widerstand geleistet hätten.<sup>42</sup> Dass Claudia Koonz „dieses Ergebnis entschieden in Frage“ gestellt habe, war einer der Ausgangspunkte für den *Historikerinnenstreit*.<sup>43</sup> Ähnlich wie in der Auseinandersetzung zwischen (vor allem) Ernst Nolte und der linksliberalen bundesdeutschen Öffentlichkeit, nur aus einem feministisch motivierten Blickwinkel heraus betrachtet, ging es in der Debatte um die Ursprünge der nationalsozialistischen Mordpolitik und die Verantwortung für die Verbrechen. Wo war der Ort der deutschen, nicht-verfolgten Frauen in diesem Zusammenhang? War es die traditionelle „Macht der Mütter“ in der *separate sphere*, die die Verbrechen unterstützt und möglich gemacht hatte? Oder waren Frauen, wenn überhaupt, eher außerhalb ihrer traditionellen Sphäre schuldig geworden, während der neue und spezifisch nationalsozialistische Rassismus mit jeder traditionellen Vorstellung von Mutterschaft brach, alle Frauen bedrohte und also, wie Bock beschreibt und auch in ihrer Habilitationsschrift breit begründet hatte, einen antinatalistischen statt pronatalistischen Grundzug des Regimes begründete?<sup>44</sup> Dominierte Geschlechterdifferenz oder rassistische Gleichheitsvorstellung?

Es ist interessant, dass beide Forscherinnen die je andere Interpretation als von feministischen Überzeugungen dominiert und deswegen verfälscht interpretierten. Bock warf Koonz vor, ihre Interpretation sei „von einer bestimmten Version heu-

tiger feministischer Werte geprägt, die den Versuch leiten, die weibliche *separate sphere* als *conditio sine qua non* des Holocaust und den Holocaust als Radikalisierung der weiblichen *separate sphere* darzustellen“.<sup>45</sup> In ähnlicher Weise wie auch Ernst Noltes These vom Gulag, der „ursprünglicher“ als Auschwitz gewesen sei, kritisiert worden war,<sup>46</sup> warf Bock Koonz vor, aus ideologischen Gründen einen wissenschaftlich nicht zu begründenden „kausalen Nexus“ zu konstruieren. Koonz argumentierte eher implizit, indem sie Bock eine zu eindeutige Gegenüberstellung von „maskulin‘ und ‚feminin‘, nationalsozialistisch und nichtnationalsozialistisch, zwischen Mächtigen und Hilflosen, Opfern und Tätern“ vorhielt.<sup>47</sup> Auf beiden Seiten wird das Ethos der Wissenschaftlichkeit als Hauptargument für die eigene Position ins Feld geführt. Hier dominiert an der Debattenoberfläche schon die Notwendigkeit wissenschaftlich erhobenen und begründeten Wissens, das praktisch-politisches Geschlechterwissen als ideologisch entlarven konnte. Wie in vielen anderen Debatten fungierte auch hier der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und der durch die Bedürfnisse der Gegenwart verzerrten Interpretation als Standardargument, um die gegnerische Position zu delegitimieren. Im Untergrund der Analyse findet sich jedoch in beiden Argumentationen ein enges Zusammenspiel beider Wissensbereiche, wie nun mit einem Blick auf den einige Jahre vor dem *Historikerinnenstreit* publizierten Sammelband *When Biology Became Destiny* gezeigt werden soll, in dem sowohl Bock als auch Koonz mit Aufsätzen vertreten waren. In diesem Band überdeckt das konsensuale Geschlechterwissen noch die Differenzen, die sich aber bereits andeuten.

## Das konsensuale Geschlechterwissen im Übergang: bipolare Ausdifferenzierung entlang der Grenze von Täterin und Opfer

Die frühe Frauenforschung zum Nationalsozialismus hatte gekennzeichnet, dass sie den Graben zwischen Opfern und Tätern durch den generalisierten Opferstatus von Frauen überwinden konnte. Gerade im Bereich der NS-Forschung konnte das Opfer-Image als Brücke dienen, über die der wissenschaftliche Dialog zwischen Opfern und Tätern und deren Nachkommen leichter in Gang gebracht werden konnte als in der Mainstream-Wissenschaft, wo dies in aller Regel schwieriger war. Die Verständigung zwischen Forscherinnen wurde durch die Prämisse einer generellen Unterdrückung von Frauen durch das Patriarchat erleichtert, auch wenn dadurch eine genaue Verortung weiblichen Handelns in der Geschichte gelegentlich verhindert wurde.

Zwar differenzierte sich die aus der Gegenwart und den Bedürfnissen der Frauenbewegung abgeleitete, einseitige Forschungshypothese schon am Ende der 1970er Jahre aus, weil die Präsenz unterschiedlicher Feminismen und die sich vertiefende

Forschung einseitige Analysen erschwerten. Dennoch hinterlässt die Lektüre damaliger Texte der NS-Frauenforschung einen zwiespältigen Eindruck. Obwohl die Forschung zunehmend vielfältige Frauenrollen zu Tage förderte und ambivalente weibliche Handlungsräume für die Analyse aufschloss, erwies sich die Grundüberzeugung von der Frau als Opfer als erstaunlich resistent. Hinter der zunehmenden wissenschaftlichen Differenzierung lag ein opaker Bereich feministischen Vorverständnisses, der sich dem wissenschaftlichen Beleg verschloss.

Diese Diagnose gilt auch für die transatlantischen Beziehungen und konkret den Forschungsdiskurs zwischen bundesdeutschen und US-amerikanischen Forscherinnen, auf den vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen Claudia Koonz und Gisela Bock nun der Blick gelenkt werden soll. Bezeichnenderweise waren es in den USA, einem wichtigen Emigrationsland jüdischer Überlebender, vor allem Forscherinnen deutsch-jüdischer Herkunft – etwa Renate Bridenthal, Atina Grossmann, Marion Kaplan oder Gerda Lerner –, die die historische Frauenforschung (zum Nationalsozialismus) etabliert und vorangebracht hatten. Claudia Koonz' Analyse repräsentiert dieses Herkunftsumfeld der US-amerikanischen Frauenforschung.<sup>48</sup> In der einleitenden *Note to Our Readers* von *When Biology Became Destiny* wird dieser lebensgeschichtliche Hintergrund explizit gemacht:

“In a sense, therefore, we are asking in this book our own feminist version of the classic and unavoidable questions that all historians ask of German history: What went wrong? [...] How was Auschwitz possible? We are particularly haunted by those questions because we also carry the baggage of German-Jewish families and identities. Our study of German history is always shadowed by our knowledge of the end of this particular story; it is a history that we or our families have experienced very directly.”<sup>49</sup>

Dieser Motivationshintergrund aller drei Herausgeberinnen erweitert die Frage nach dem Zusammenspiel von feministischem und wissenschaftlichem Geschlechterwissen um das Element biografischer Herkunft – eine Frage, die bisher für die frühe Frauenforschung in der Bundesrepublik noch selten gestellt wurde.<sup>50</sup> Darüber hinaus lässt sich sagen, dass die Rezeption der US-amerikanischen Forschungsleistungen durch die bundesdeutschen Forscherinnen ausgeprägt war, da sich die *women's history* in den USA etwas früher konstituiert hatte.<sup>51</sup>

In der Bundesrepublik entstanden demgegenüber erste Forschungsarbeiten zunächst vor allem zum Alltag deutscher, nicht-verfolgter Frauen, ein Prozess, der in den Entstehungskontext der Geschichte *von unten*, der Alltagsgeschichte und Geschichtswerkstätten-Bewegung eingeordnet werden muss.<sup>52</sup> Zentrum der deutschen Frauenforschung war die produktive Berliner Forscherinnengruppe, die sowohl wegweisende Publikationen vorlegte, als auch die Institutionalisierung und internationale Vernetzung in die Wege leitete und als deren Protagonistinnen für

den Bereich der Neuesten Geschichte Gisela Bock, Karin Hausen und Annemarie Tröger zu nennen sind. Schon das erste von mehreren Berliner „Historikerinnen-treffen“, zu dem auch US-amerikanische Forscherinnen gekommen waren, hatte sich 1978 der Untersuchung von *Frauen in der Weimarer Republik und im Dritten Reich* gewidmet.<sup>53</sup> Aus diesem Zusammenhang ging eine der ersten, wegweisenden Studien zur NS-Frauengeschichte hervor, herausgegeben vom Autorinnenkollektiv *Frauengruppe Faschismusforschung: Mutterkreuz und Arbeitsbuch*.<sup>54</sup> Trotz der unterschiedlichen Entstehungsbedingungen und bei aller Unterschiedlichkeit wissenschaftlicher Analysen im Einzelnen hüben wie drüben war die Kritik an der Unterdrückung von Frauen durch das Patriarchat der kleinste gemeinsame Nenner, der das Netzwerk, schiere Zusammenarbeit wie freundschaftliche Kontakte, zusammenhielt.

Die hier beschriebene ambivalente Übergangsphase, in der das einseitige Opfer-Bild transzendiert wurde, lässt sich an einer einschlägigen Publikation belegen: 1984 gaben Renate Bridenthal, Atina Grossmann und Marion Kaplan den Sammelband *When Biology Became Destiny* heraus, in dem der Stand der Frauenforschung zu Weimarer Republik und Nationalsozialismus erhoben wurde. Neben den bekannten US-amerikanischen Forscherinnen, zu denen weiterhin Claudia Koonz und Sybil Milton gehörten, waren auch die bereits benannten Protagonistinnen der Berliner Frauenforschung eingeladen worden, einen Beitrag zu schreiben. Die transatlantische Autorinnengruppe repräsentierte also die zu diesem Zeitpunkt maßgeblichen Forschungen zum Thema. Interessanterweise findet sich, manchmal in ein- und demselben Aufsatz, der alte Konsens ebenso wie Auffassungen, die diesen aufbrachen und zwei Jahre später zum *Historikerinnenstreit* führen sollten. In diesem Sinne ist die Publikation als Krisenprodukt an der Schwelle zu differenzierteren Interpretationen zu verstehen.

Das klassische Element konsensualen Geschlechterwissens drückt sich noch im Titel aus. „Biologie“ als „Schicksal“ bezog sich ausweislich des Untertitels zwar auf das weibliche Geschlecht, konnte aber ebenso auf ‚die Juden‘ bezogen werden, die durch Biologisierung zu Opfern geworden waren. Entsprechend wird im letzten, titelerklärenden Satz der Einleitung beschrieben, wie die Trümmerfrauen 1945 „aufräumten“ (also eine genuin weibliche Aufgabe aus dem kleinen Raum des Haushalts auf die Leinwand nationaler Bedürfnisse groß zogen) und damit eine Ära beendeten, „in which biology – whether defined by sex or race – so clearly became destiny“.<sup>55</sup> Auch die deutschen, nicht-verfolgten Frauen wurden so zunächst, wie die jüdischen Frauen und Männer und alle anderen Verfolgten des Regimes, Opfer entmächtigender Zuschreibungen, die vermeintlich biologisch-ontologisch bestimmt, also unhintergebar: „Schicksal“ waren. Auch im Text selbst finden sich immer wieder Gleichsetzungen, Vergleiche oder auch nur lockere Assoziationen der

Geschichte der jüdischen Opfer und nicht-jüdischen Frauen. Dies war keineswegs nur eine vom feministischen Konsens abgeleitete Konstruktion, sondern legte die Geschichte nahe: Sowohl ‚Juden‘ als auch Frauen waren von der militanten Rechten zu Sündenböcken für die Niederlage im Ersten Weltkrieg erkoren worden; den berüchtigten „Dolchstoß“ hatten sie – dem Vorurteil nach – gleichsam Hand in Hand ausgeführt. Auf diese Nahtstelle des Vergleichs wird in den Aufsätzen mehrfach angespielt, etwa in der Einleitung:

“Women, while absent from these armed encounters, were nevertheless dramatically present in male fantasies and public discourse. To right-wing paramilitary (Free Corps) fighters, the proletarian ‘Red nurses’ who stood ready to bandage and assist leftist militants symbolized the decadence of the new Germany. To the Communists, women often seemed potentially dangerous class traitors, ‘soft’ on struggle and liable to lure men away from it. This ancient tendency to transform women into symbols conveyed women’s illusory responsibility in the face of their actual political impotence. In short, *women – much like Jews* – were blamed for losing the war and for profiting from Germany’s decline and their recent, visible entry into political and cultural life made such scapegoating easier.”<sup>56</sup>

Es gab also historisch legitimierbare Anknüpfungspunkte für den Vergleich von (deutschen, nicht-verfolgten) Frauen, ‚Juden‘ und ‚Jüdinnen‘ in der Frauenbewegung und -forschung. Dieser identifikatorische Akt, bei den US-amerikanischen Forscherinnen Folge ihrer Herkunft aus dem jüdisch-deutschen Emigrantenmilieu, lässt sich bei den deutschen Forscherinnen weniger leicht erklären. Insgesamt ist die „Pathosformel“ der „Identifikation der Nachkommen der Täter mit den Opfern“ ein Charakteristikum der bundesdeutschen 68er-Generation.<sup>57</sup> Insgesamt höchst widersprüchlich, brachte sie ambivalente Affekte zum Ausdruck und verselbstständigte sich so weit, dass etwa das Lied *Moorsoldaten*, von einem Konzentrationslagerinsassen komponiert, von der Frauenbewegung angeeignet wurde, wie Gabriella Hauch für die österreichische Frauenbewegung erinnert.<sup>58</sup> Die Identifikation mit den (jüdischen) Opfern war nicht nur eine Triebkraft der Frauenforschung, sondern der linksbewegten Geschichtsforschung *von unten* insgesamt;<sup>59</sup> sie lässt sich als Solidarisierung mit den Opfern des nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungsregimes ebenso erklären wie als eskapistischer Akt, der vor der (ernsthaften statt nur polemischen) Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunftsgesellschaft schützen sollte. Langfristig gesehen gewährte dies aber möglicherweise auch die nötige Distanz zum Untersuchungsgegenstand – und wurde so zur heuristischen Operation.

Während der Band an der Oberfläche dem alten Konsens von der Unterdrückung ‚der‘ Frauen verhaftet blieb, wurde er auf der konkreten Forschungsebene einzelner Aufsätze und namentlich von Claudia Koonz infrage gestellt und ausdiffe-

renziert (aber, wie gesagt, nicht aufgegeben). Der weibliche Opferstatus wurde graduell unterschieden. Diese Fähigkeit zur Erkenntnis von Unterschieden im Kollektiv ‚der‘ Frauen resultierte vermutlich nicht nur aus der Rückbesinnung auf das eigene Forschungsumfeld, in dem die Nachkommen jüdischer Emigranten und Emigrantinnen stets präsent waren, sondern auch aus den kritischen Interventionen weiblicher Minderheiten und zuallererst schwarzer Amerikanerinnen, die auf Differenzen und Machtverhältnisse unter Frauen hingewiesen hatten.<sup>60</sup>

Die deutsche Autorin Gisela Bock hingegen, deren Beitrag im Zusammenhang mit ihrer Habilitation über Zwangssterilisation im Nationalsozialismus entstanden war, hielt an der hergebrachten Sicht von ‚den‘ Frauen als Opfern zunächst fest, veränderte allerdings den Begründungszusammenhang entscheidend. Die These vom Pronatalismus, die ja auch Koonz mit ihrer Diagnose einer *separate sphere* postulierte, vernachlässigte ihrer Meinung nach die entscheidende Kategorie nationalsozialistischen Rassismus.<sup>61</sup> Entsprechend stellte Bock dem vermeintlichen Mutterkult einen dominanten, rassistischen Antinatalismus (und gar einen Vaterkult!)<sup>62</sup> entgegen, der auf das Leben aller, auch der deutschen, nicht-verfolgten Frauen entscheidenden Einfluss hatte:

“[The] strongest pressure on such acceptable women to procreate, to create an orderly household for husband and children, and to accept dependency on the breadwinner perhaps came not so much from the continuous positive propaganda about ‘valuable motherhood’, but precisely from its opposite: the negative propaganda and policy that barred unwelcome, poor, and deviant women from procreation and marriage and labelled either disorderly women or single women with too many children inferior. Thus, racism could be used, and was used, to impose sexism in the form of increased unwaged housework on superior women.”<sup>63</sup>

Während man bei den „wertvollen“ Frauen von „racist sexism“ sprechen könne, seien die als minderwertig betrachteten Frauen einem „sexist racism“ zum Opfer gefallen. Die unterschiedliche Betroffenheit dieser Politik von Rassismus und Sexismus sei „a nuance only of perspective“.<sup>64</sup>

Mit ihrer Arbeit belegte Bock – interessanterweise nicht zuletzt ebenfalls in Auseinandersetzung mit den Überlegungen (afro-)amerikanischer Feministinnen zum Zusammenhang von *gender* und *race* –,<sup>65</sup> dass und wie die Kategorie der ‚Rasse‘ die Geschlechterpolitik durchdrang und formte. Die wichtige These einer Dominanz von ‚Rasse‘ über Geschlecht barg indes die Gefahr einer zu weitgehenden Parallelisierung von den Opfern der Rassenpolitik mit den deutschen Frauen in ihrer Gesamtheit. Und weil Bock eine überzeugte Feministin der ersten Stunde war, erlag sie ihr auch und wurde dafür angegriffen.<sup>66</sup> Wenn sie behauptete, dass die Zwangssterilisation nicht nur eine Vorstufe des Holocaust, sondern selbst schon ein „Mas-

senmord“ gewesen sei, der 5.000 Frauen das Leben gekostet hatte, zog sie eine fragwürdige Kontinuitätslinie, die die Spezifik nationalsozialistischer Vernichtungspolitik im Krieg nicht mehr fassen konnte.<sup>67</sup>

Auch daran, dass Bock die Beteiligung derjenigen Frauen, die auf der Täterseite die Politik der Zwangssterilisation mit umsetzten, lediglich als Anpassung an die männliche Disposition zum Rassismus definierte,<sup>68</sup> zeigt sich ihre Tendenz, Frauen auf der Opfer- und Männer auf der Täterseite zu verorten. Hinsichtlich der im System aktiven Fürsorgerinnen operierte sie mit dem fragwürdigen, aber zu dieser Zeit vielfach aufgegriffenen Modell weiblicher Mittäterschaft als Imitation des männlichen Täters, das Margarete Mitscherlich Mitte der 1980er Jahre psychoanalytisch zu fundieren versucht hatte.<sup>69</sup> Diesem Oberton ihrer Analyse entsprechend begann die einführend zitierte Rezension von Koonz' Buch mit der beschriebenen expliziten Restitution des weiblichen Opferstatus.<sup>70</sup>

In der Zusammenschau zeigen die kontroversen Konzeptionen von Bock und Koonz verblüffende Übereinstimmungen: Gleichsam von unterschiedlichen Ansatzpunkten aus – von den Täterinnen oder von den Opfern – öffneten sie das vorwissenschaftliche Dogma von der Frau als Opfer für komplexere wissenschaftliche Interpretationen. Das hergebrachte praktisch-politische und das nun angeeignete theoretisch-wissenschaftliche Geschlechterwissen wurden dabei spannungsvoll integriert, ohne dass die eine Wissensformation die andere einfach ersetzt hätte. Während Claudia Koonz gerade den Rückzug der Frauen auf ihre *separate sphere* als Tatbeitrag beschrieb, zeigte Bock, dass Frauen nicht primär wegen ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu Opfern wurden, sondern aufgrund hegemonialer rassistischer Überlegungen. Beide – Bock hartnäckiger als Koonz – hielten damit am alten Konsens fest und überschritten ihn dennoch in Richtung noch unentschiedener Konzeptionen weiblicher Mittäterschaft. Diese wurden schließlich, orientiert an Arbeiten von Margarete Mitscherlich und Christina Thürmer-Rohr, zum dominanten Erklärmodell für das Verhalten nicht-verfolgter deutscher Frauen.<sup>71</sup> In diesem Sinne sind beide (durch ihre feministischen Überzeugungen gelenkte) Innovatorinnen des Fachs. Beide blieben bei einer geschlechtersegregierten Sicht auf Opfer und Täter stehen; damit stand ihre Arbeit weiterhin im Zeichen eines ‚Geschlechterkampfes‘.

Dabei hatte das Modell Gisela Bocks allerdings, wenn man wissenschaftlich weiterdachte, größere Entwicklungsmöglichkeiten gerade auch für Forschungen seit den 1990er Jahren, in denen die Beteiligung von Frauen an Nationalsozialismus und Krieg jenseits der *separate sphere* untersucht wurde. Gerade während des Krieges verließen vor allem junge, unverheiratete Frauen freiwillig oder unfreiwillig den Raum des Privaten, um Kriegseinsätze zu übernehmen. Für BDM-Maiden, die „Volksdeutsche“ im „Warthegau“ betreuten, oder für Nachrichtenhelferinnen der

Wehrmacht, die in der besetzten Ukraine Dienst taten, bedeutete die Dominanz von ‚Rasse‘ über Geschlecht auch, dass sie sich jedem Mann der besetzten Zivilbevölkerung überlegen fühlen durften, ermöglichte also ganz spezifische weibliche Aufwertungs- und Machterfahrungen.<sup>72</sup> Das theoretische Gerüst von Bocks feministischer Argumentation ließ sich, das zeigen ihre eigenen späteren Überlegungen, für komplexe geschlechterintegrierte Interpretationen verwenden; sie hatte es zunächst nur reduziert ausgedeutet.<sup>73</sup>

## Kontroverse statt Konsens: Geschlechterwissen im pluralen Spannungsverhältnis

Der *Historikerinnenstreit* bezeichnete das Ende der formativen Phase der historischen Frauenforschung und leitete den Übergang zu einer ambivalenten zweiten Phase ein. Dabei zeigt sich deutlich, dass Paradigmenwechsel im langsamen Fahrwasser der Wissenschaft oft keineswegs abrupte Argumentationswechsel und schon gar keine *scientific revolutions* sind,<sup>74</sup> sondern eher langsame Verschiebungen des Diskurses über peu à peu veränderte Akzentsetzungen. So vollzog sich der oft behauptete Ablösungsprozess der Frauenforschung von der Frauenbewegung höchstens als schleicher Ausstieg. Vielleicht aber änderte sich auch nur das Spannungsverhältnis und gewann genuin wissenschaftlich begründetes Geschlechterwissen – entsprechend dem Feld, in dem es entwickelt worden war – schließlich die Oberhand. Die Auseinandersetzungen Mitte der 1980er Jahre führten zwar, wie gezeigt, zu einer Fragmentierung der Frauenbewegung und langfristig zu einem Übergang von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte, die paritätisch weibliche und männliche Täter und Opfer und alle Spielformen zwischen der Begrenztheit dieser Begriffe auszuloten vermochte. Zunächst aber differenzierte sich die Forschung dichotomisch aus: entlang der Linie zwischen Tätern und Opfern, wie sie in den Biografien und Gesellschaften der Forscherinnen dominierten. Die bundesdeutschen Forscherinnen gaben dabei ihre primäre Opferidentifikation auf und konzentrierten sich auf die Untersuchung aller Arten weiblicher Beteiligung am nationalsozialistischen Massenmord und am Krieg – eine Tendenz, die in den 1990er Jahren zum anderen Extrem einer ‚Täterinnengeschichte‘ führte, die die vielfältigen Grauzonen weiblicher Erfahrung gelegentlich auch aus dem Auge verlor.

Koonz’ Diagnose einer deutschen Tradition des Differenzfeminismus legte es nahe, die Frage nach deren Einfluss auf die zeitgenössische Frauenbewegung und Frauenforschung zu stellen. Die These eines *Atlantic Divide*, der US-amerikanische und bundesdeutsche Frauenforschung trenne, vertiefte und generalisierte Koonz’ Kritik; so behauptete Kathleen Canning, dass – eben wegen der Tradition der *sepa-*

*rate sphere* – der deutschen Frauenforschung der Übergang zu einer integrierten Geschlechterforschung schwerer falle als der amerikanischen.<sup>75</sup> Auch wenn der Graben des *Atlantic Divide* so tief gar nicht gewesen sein soll, wie Karen Hagemann und Jean H. Quataert in einer neuen, aus transatlantischer Zusammenarbeit entstandenen Veröffentlichung schreiben, so betonen doch auch sie, dass die deutsche Frauenforschung sich zunächst auf separate Räume – eigene Institute, Historikerinnen-treffen, Frauenforschungsgruppen – zurückgezogen habe, während die amerikanische sich in den Universitäten institutionalisiert habe.<sup>76</sup> Hier findet sich die schon vertraute Vorstellung eines deutschen Differenzfeminismus (oder einer „autonomen“ Frauenbewegung) und eines amerikanischen Gleichheitsfeminismus, dem es um die Eroberung traditionell männlich dominierter Räume zu tun war.

Dem Versuch, diese Kritik zurückzuweisen, entsprangen zahlreiche innovative Texte der ambitionierten Forscherin Gisela Bock. Noch im Zusammenhang des *Historikerinnenstreits* und dann in ihren Veröffentlichungen aus den 1990er Jahren versuchte sie zu zeigen, dass das wissenschaftlich Neue gerade darin bestand, die Dominanz der Rassenpolitik über die Geschlechtszugehörigkeit herauszuarbeiten. So gab Bock den Anwurf an die Kritikerin zurück: Indem man den „angeblichen ‚Mutterkult‘“ untersuche, sei eine wissenschaftliche „Neubesinnung“ nicht zu erreichen; stattdessen werde bloß der Mythos fortgeschrieben.<sup>77</sup> In einem Text von 2006 verallgemeinerte Bock diese Kritik an der *separate sphere*: Die Trennung zwischen weiblicher Privatsphäre und männlicher Öffentlichkeit habe nie wirklich existiert, sei hingegen nicht zuletzt ein Konstrukt der feministisch bewegten Frauenforschung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewesen.<sup>78</sup> Hier zeigt sich deutlich, wie nachhaltig praktisch-politisches und theoretisch-wissenschaftliches Geschlechterwissen zusammengewirkt und dabei stabile Analysemodelle geschaffen haben, die die geschlechtergeschichtliche Forschung noch heute prägen.

Zwar wird am *Historikerinnenstreit* wie an seinem Debattenkontext deutlich, dass sich der „enge Nexus“ zwischen Frauenbewegung und Frauenforschung tatsächlich gelöst hat: Die Wahrnehmung von Differenzen – differenter Ansichten wie differenzierter Forschungsergebnisse – hat die ehemals konsensuale Wissensformation pluralisiert. Es zeigt sich aber auch, dass erst die stetige – und anhaltende – Auseinandersetzung mit den eigenen feministischen Überzeugungen diesen Ablösungsprozess motiviert hat. Viele der geschlechtergeschichtlich relevanten Begriffe oder Analysemodelle sind von dieser Auseinandersetzung durchdrungen. Wenn wir sie verwenden, müssen wir uns ihrer Entstehungskontexte bewusst sein.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Claudia Koonz, *Mütter im Vaterland. Frauen im Dritten Reich*, Reinbek bei Hamburg 1994 (deutsch zuerst 1991; im amerikanischen Original 1986).
- 2 Ebd., 40. Vgl. Gertrud Scholtz-Klink, *Die Frau im Dritten Reich. Eine Dokumentation*, Tübingen 1978.
- 3 Gisela Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus. Bemerkungen zu einem Buch von Claudia Koonz*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 15 (1989), 563–579, hier 568, Fn. 4.
- 4 Der Begriff wurde eingeführt von: Irene Dölling, *Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen*, in: Sünne Andresen / Irene Dölling / Christoph Kimmerle, *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*, Opladen 2003, 113–165; v. a.: Irene Dölling, ‚Geschlechterwissen‘ – ein nützlicher Begriff für die ‚verstehende‘ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen?, in: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 23/1+2 (2005), 44–62.
- 5 Vgl. Angelika Wetterer, *Geschlechterwissen und soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens*, in: dies., Hg., *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*, Königstein/Taunus 2008, 39–63.
- 6 Angelika Wetterer, *Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs*, in: dies., *Geschlechterwissen und soziale Praxis*, 13–36, 17.
- 7 Die Typologie basiert auf Alfred Schütz, *Der gut informierte Bürger. Ein Versuch über die soziale Verteilung des Wissens*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972 (im amerikanischen Original 1946), 85–101.
- 8 Wetterer, *Geschlechterwissen*, 59.
- 9 Edmund Husserl, *Das Problem der Lebenswelt*, in: ders.: *Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II*, Stuttgart 1998, 220–292, 282.
- 10 Ebd., 283. Vgl. ebd., 284.
- 11 Diese Theorie der unterschiedlichen Spannungsgrade von Tat zu Traum übernimmt Schütz im Wesentlichen von Henri Bergson. Vgl. etwa Henri Bergson, *Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist*, Hamburg 1991 (im französischen Original 1896).
- 12 Alfred Schütz, *Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten*, in: ders., *Werkausgabe V.1*, Konstanz 2003, 177–247, zur „Welt der wissenschaftlichen Theorie“ vgl. ebd., 222–238.
- 13 Den bekannten Begriff prägte Wilhelm Dilthey in seiner Vorlesung zur *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. Vgl. Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften XX: Logik und System der philosophischen Wissenschaften. Vorlesungen zur erkenntnistheoretischen Logik und Methodologie (1864–1903)*, Göttingen 1990, 127–164, 128.
- 14 Schütz, *Wirklichkeiten*, 239.
- 15 Husserl, *Lebenswelt*, 288.
- 16 Sabine Hark, *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt am Main 2005, 267, und passim im Kapitel 4, *Zwischen Aktivismus und Akademie*, 209–268.
- 17 Vgl. Gisela Bock, *Lohn für Hausarbeit – Frauenkämpfe und feministische Strategie*, in: Dokumentationsgruppe Sommeruniversität e. V., Hg., *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*. Oktober 1977, Berlin 1978, 206–214; Regina Becker-Schmidt / Gudrun-Axeli Knapp, *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg 2000, 8, die darauf verweisen, dass von diesen praktischen Themen auch die Theoriediskussion beeinflusst wurde.
- 18 Wie Gisela Bock auf der ersten Sommeruniversität für Frauen sagte: Gisela Bock, *Frauenbewegung und Frauenuniversität. Die politische Bedeutung der Sommeruniversität*, in: Gruppe Berliner Dozentinnen, Hg., *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976, Berlin 1977, 15–22, 18. Zur „dynamischen Objektivität“ vgl. Evelyn Fox Keller, *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft*, Wien 1986 (im amerikanischen Original 1985); dazu Barbara Holland-Cunz, *Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der normal science*, in: Renate Niekant / Uta Schuchmann, Hg., *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis*, Opladen 2003, 27–49, 31 f.

- 19 Vgl. hier nur exemplarisch Gisela Bock, Geschlechtergeschichte auf alten und neuen Wegen. Zeiten und Räume, in: Jürgen Osterhammel / Dieter Langewiesche / Paul Nolte, Hg., Wege der Gesellschaftsgeschichte, Göttingen 2006 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 22), 45–66; Ute Gerhard, Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion, in: Ursula Hornung / Sedef Gümen / Sabine Weilandt, Hg., Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. ReKonstruktionen der Geschlechterordnung, Münster 2001, 21–41; Gabriella Hauch, „Wir, die viele Geschichten haben...“. Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext, in: Johanna Gehmacher / Maria Mesner, Hg., Frauen- und Geschlechtergeschichte, Innsbruck/Wien/Bozen 2003, 21–35; Claudia Opitz, Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte, Tübingen 2005.
- 20 Bock, Geschlechtergeschichte, 45 (Hervorhebung im Original).
- 21 Becker-Schmidt / Knapp, Feministische Theorien, 7.
- 22 Vgl. Martin Sabrow / Ralph Jessen / Klaus Große Kracht, Hg., Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945; Klaus Große Kracht, Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945, Göttingen 2005.
- 23 Vgl. Bock, Die Frauen und der Nationalsozialismus, 565. Dieses Motiv findet sich ebenfalls für andere Publikationen zur NS-Frauengeschichte dieser Zeit in den USA, etwa für den Sammelband *When Biology Became Destiny*, auf den weiter unten ein genauerer Blick geworfen wird. Vgl. Renate Bridenthal / Atina Grossmann / Marion Kaplan, *A Note to Our Readers*, in: dies., Hg., *When Biology Became Destiny. Women in Weimar and Nazi Germany*, New York 1984, XI–XIV.
- 24 Vgl. Susanne Dammer / Gabriele Czarnowski / Gudrun Schwarz, *Geschichte des Alltags: mündliche Überlieferung*, in: Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e.V., Hg., *Frauen als unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen – Oktober 1977*, Berlin 1978, 385–391.
- 25 Ebd., 390.
- 26 Ebd., 389.
- 27 Ebd., 390.
- 28 Dieses differenziertere Herangehen zeigen auch schon die Texte von Annemarie Tröger, die den Oral-History-Forschungskreis zum Nationalsozialismus anleitete. Vgl. dazu im Begleitband zur ersten Frauenuniversität klassisch Annemarie Tröger, *Die Dolchstoßlegende der Linken: Frauen haben Hitler an die Macht gebracht*, in: Gruppe Berliner Dozentinnen, *Frauen und Wissenschaft*, 324–355.
- 29 Gerda Lerner, *Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte*, Frankfurt am Main/New York 1995 (im amerikanischen Original 1979). Vgl. auch Lerner's Autobiografie, die den wechselseitigen Prozess transparent macht, in dem subjektives, politisches und wissenschaftliches Geschlechterwissen einander beeinflussten und durchdrangen: Gerda Lerner, *Feuerkraut. Eine politische Autobiografie*, Wien 2009 (im amerikanischen Original 2002).
- 30 Karin Hausen, *Einleitung*, in: dies., Hg., *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, München 1987 (zuerst 1983), 9–22, 13.
- 31 Ebd., 21.
- 32 Gisela Bock, *Ein Historikerinnenstreit?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), 400–404, 400.
- 33 Vgl. Atina Grossmann, *Feminist Debates about Women and National Socialism*, in: *Gender & History* 3 (1991), 350–358.
- 34 Das Substrat dieser Argumentation findet sich schon in Claudia Koonz, *The Competition for Women's Lebensraum, 1928–1934*, in: Bridenthal / Grossmann / Kaplan, *Biology*, 199–236.
- 35 Die Parallelisierung des weiblichen „Lebensraums“ mit dem nationalsozialistischen Lebensraumkonzept strukturiert den drei Jahre zuvor erschienenen Aufsatz, findet sich in der deutschen Übersetzung der Monografie hingegen nicht an zentraler Stelle. Vgl. Koonz, *Competition*. Vgl. auch die Kritik von Gisela Bock an der Gewaltbarkeit dieser Verbindung: Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus*, 568 f.
- 36 Dagmar Reese / Carola Sachse, *Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Eine Bilanz*, in: Lerne Gravenhorst / Carmen Tatschmurat, Hg., *Töchterfragen. NS-Frauengeschichte*, Freiburg im Breisgau 1990, 73–106, 100. Vgl. zum Aufgriff durch die Forschung etwa die Arbeit von Gudrun Schwarz, *Eine Frau an seiner Seite. Ehefrauen in der „SS-Sippengemeinschaft“*, Berlin 2001 (zuerst 1997).
- 37 Vgl. Richard J. Evans, *The Feminist Movement in Germany 1894–1944*, London/Beverly Hills 1976.
- 38 Koonz, *Competition*, 204.

- 39 Vgl. Koonz, Mütter, 383–422; dies., Competition, 208 f. Die Interpretationen zum Jüdischen Frauenbund sind abgeleitet von der einflussreichen Studie von Marion A. Kaplan, *The Jewish Feminist Movement in Germany: The Campaigns of the Jüdischer Frauenbund, 1904–1938*, Westport/Connecticut 1979.
- 40 Vgl. die dramatische Rahmung des Buches, das durch die Begegnung mit einer Nationalsozialistin ein- und durch die Begegnung mit einer Überlebenden ausgeleitet wird: Vgl. Koonz, Mütter. Die Kritik, den einheitlichen Begriff von der Frau als Opfer aufzugeben zu haben, etwa bei Kathleen Canning, *German Particularities in Women's History/Gender History*, in: *Journal of Women's History*, 5 (1993), 102–114, 107.
- 41 Vgl. Lanwerd / Stoehr, 26. Als weitere Gründe nennen die Autorinnen die „Verknüpfung von Geschlechter- und Rassenpolitik“, wodurch die Bedeutung des nationalsozialistischen „Mutterkultes“ zur Diskussion gestellt worden sei; die Verbindung des Nachdenkens über die Beteiligung „ganz normaler Frauen“ mit der Frage nach der Positionierung der (nationalsozialistischen und bürgerlich-liberalen) Frauenorganisationen; die „spezifisch nationalsozialistische Politisierung der ‚Privatsphäre‘“.
- 42 Vgl. Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus*, 563, mit dem Bezug auf Jill Stephenson, *The Nazi Organization of Women*, London 1981.
- 43 Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus*, 564.
- 44 Vgl. Gisela Bock, *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus*. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986.
- 45 Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus*, 578 f. (Hervorhebung im Original).
- 46 Vgl. Ernst Nolte, *Vergangenheit, die nicht vergehen will*. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte, in: *FAZ* vom 6.6.1986.
- 47 Claudia Koonz, *Erwiderung auf Gisela Bocks Rezension von ‚Mothers in the Fatherland‘*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), 394–399, 394.
- 48 Koonz verband etwa eine enge Arbeitsgemeinschaft mit Renate Bridenthal, mit der zusammen sie einen der maßgeblichen Bände der *women's history* herausgegeben hatte. Vgl. Renate Bridenthal / Claudia Koonz, Hg., *Becoming Visible. Women in European History*, Boston u. a. 1977, v. a. die Einleitung, 1–10; dies.: *Beyond Kinder, Küche, Kirche: Weimar Women in Politics and Work*, in: Bridenthal / Grossmann / Kaplan, *Biology*, 33–65. Die Solidarität mit den jüdischen Opfern aus der engen Arbeitsgemeinschaft heraus betont Grossmann, *Feminist Debates*, 354.
- 49 Bridenthal / Grossmann / Kaplan, *Note*, XII.
- 50 Ansätze zu Antworten finden sich im Band von Gravenhorst / Tatschmurat, *Töchterfragen*. Eine Erforschung der biografischen Hintergründe der Pionierinnen der frühen Frauenforschung wäre auch wichtig, um die Projektionen auflösen und begründete Behauptungen aufstellen zu können. Bislang gibt es kaum autobiografische Schriften aus dieser Gruppe; eine Ausnahme sind die Erinnerungen von Annette Kuhn, *Ich trug einen goldenen Stern*. Ein Frauenleben in Deutschland, Berlin 2003.
- 51 Vgl. dazu Karen Hagemann / Jean H. Quataert, *Einführung: Geschichte und Geschlechter*. Geschichtsschreibung und akademische Kultur in Westdeutschland und den USA im Vergleich, in: dies., Hg., *Geschichte und Geschlechter*. Revisionen der neueren deutschen Geschichte, Frankfurt am Main / New York 2008, 11–63, 30, und die dort zitierte Literatur.
- 52 Zu diesem Zusammenhang und seinen Grenzen vgl. Anne Conrad, *Frauen- und Geschlechtergeschichte*, in: Michael Maurer, Hg., *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, 230–293, 247f.
- 53 Vgl. Reese / Sachse, *Frauenforschung*, 80 f.
- 54 Vgl. Frauengruppe *Faschismusforschung*, *Mutterkreuz und Arbeitsbuch*. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1981.
- 55 Bridenthal / Grossmann / Kaplan, *Introduction*, in: dies., *Biology*, 1–29, 28.
- 56 Ebd., 8 (Hervorhebung F.M.).
- 57 Vgl. Sigrid Weigels Übersetzung des von Aby Warburg für die Bildanalyse geprägten Begriffs in den Zusammenhang der Gedächtnisgeschichte: Sigrid Weigel, *Die Sprache des Unbewussten*. Pathosformeln der Gedächtnisgeschichte, in: Norbert Frei, Hg., *Was und zu welchem Ende studiert man Geschichte des 20. Jahrhunderts?*, Göttingen 2006, 58–66, 65.
- 58 Vgl. Hauch, *Genese*, 21.

- 59 Sie gehört auch in den Entstehungszusammenhang der *Oral History*, die vor allem in der Anfangsphase denjenigen „eine Stimme geben“ wollte, die bis dahin von der Geschichte nicht gehört worden waren.
- 60 Vgl. dazu Alice Ludvig, Kritische Interventionen des *Black Feminism* in Theorie und Praxis, in: Nie-kant / Schuchmann, Erkenntnisprozesse, 51–68. Im Unterschied zum Differenzfeminismus, der, wie auch hier gezeigt, den Unterschied zwischen Männern und Frauen beschreibt, benutzt Ludvig für die binnengeschlechtlichen Differenzen den Begriff „Diversitätsfeminismus“ (ebd., 51). Vgl. auch Lerner, Feuerkraut, die auf biografischer Ebene eindringlich deutlich macht, wie die Sensibilität für den amerikanischen Rassismus bei der Zusammenarbeit mit schwarzen Frauen in der Frauenbewegung seit Ende der 1940er Jahre entstand.
- 61 Vgl. Gisela Bock, Racism and Sexism in Nazi Germany: Motherhood, Compulsory Sterilization, and the State, in: Bridenthal / Grossmann / Kaplan, *Biology*, 271–296, 273.
- 62 Vgl. Bock, *Zwangssterilisation*, 169–177; kritisch Reese / Sachse, *Frauenforschung*, 89.
- 63 Bock, *Racism*, 287. Hier finden sich deutliche Anklänge an Bocks außerwissenschaftliches Engagement im Kampf gegen unbezahlte Hausarbeit. Vgl. Bock, *Lohn*.
- 64 Bock, *Racism*, 288.
- 65 Vgl. Bock, *Zwangssterilisation*, 370 f.
- 66 Vgl. exemplarisch die scharfe Kritik an Bocks Habilitationsschrift von Karin Windaus-Walser, Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus, in: *Feministische Studien* 1 (1988), 102–115; sowie die ausgewogenere Kritik von Reese / Sachse, *Frauenforschung*.
- 67 Vgl. Bock, *Zwangssterilisation*, 12 f.; kritisch Paul Weindling, *Compulsory Sterilisation in National Socialist Germany*, in: *German History* 5 (1987), 10–24.
- 68 Vgl. Bock, *Zwangssterilisation*, 139.
- 69 Vgl. Margarete Mitscherlich, *Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1987 (zuerst 1985), Kapitel „Antisemitismus – eine Männerkrankheit?“, 148–160. Kritisch vgl. Gudrun Brockhaus, *Opfer, Täterin, Mitbeteiligte. Zur Diskussion um die Rolle der Frauen im Nationalsozialismus*, in: Gravenhorst / Tatschmurat, *Töchterfragen*, 107–126, hier 116–120.
- 70 Vgl. Bock, *Die Frauen und der Nationalsozialismus*, 563.
- 71 Vgl. neben der zitierten Arbeit Mitscherlichs: Christina Thürmer-Rohr, *Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen*, in: dies., *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Frankfurt am Main 1999, (zuerst 1983) 5–67.
- 72 Vgl. etwa Elizabeth Harvey, *Women and the Nazi East. Agents and Witnesses of Germanization*, New Haven/London 2003; Franka Maubach, *Die Stellung halten. Erfahrungsräume und Lebensgeschichte von Wehrmachthelferinnen*, Göttingen 2009.
- 73 Vgl. Gisela Bock, *Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus*, in: Kirsten Heinsohn / Barbara Vogel / Ulrike Weckel, Hg., *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*, Frankfurt am Main/New York 1997, 245–277.
- 74 Wenn eine wissenschaftliche Richtung einen Paradigmenwechsel für sich reklamiert, wie etwa die Sozialgeschichte seit den 1960er Jahren, verschleiert das in aller Regel, wie viel Altes im ‚Neuen‘ steckt, wie viel Historismus etwa in der Sozialgeschichte. Vgl. zum Paradigmenwechsel klassisch Thomas A. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1970.
- 75 Vgl. Canning, *German Particularities*.
- 76 Vgl. Hagemann / Quataert, *Einleitung*. Vgl. auch den Text von Atina Grossmann in demselben Band, die hervorhebt, dass die These des *Atlantic Divide* die zahlreichen „wissenschaftlichen, beruflichen und persönlichen Verbindungen verdeckt, die zwischen bundesdeutschen und amerikanischen feministischen Historikerinnen und Historikern, die zur modernen deutschen Geschichte arbeiten, bestanden und immer noch bestehen“. Atina Grossmann, *Sexualität, Körper und das große Unbehegen*, in: Hagemann / Quataert, *Geschichte und Geschlechter*, 290–316, 313.
- 77 Bock, *Historikerinnenstreit*, 401, Fn. 5 und 404.
- 78 Vgl. Bock, *Geschlechtergeschichte*, 50 f.